



EINE BLUME IM RUINENFELD

Dr. Ernest Korobtschinski

Also, Sie behaupten, dass Sie nie in Köpenick waren und nichts davon gehört haben.

Das erste glaube ich, das zweite nicht. Wenn Sie in Berlin ankamen, suchten sie alles auf, was Sie ansehen wollten. Sie hatten nicht vor, einen Vorort zu besuchen. Vielleicht haben Sie den bekannten Treptower Park besucht und jemand erwähnte, dass Köpenick ganz in der Nähe sei, ein grüner Stadtteil am Ufer des Müggelsees. Hier gibt es gute Segelklubs und der Flughafen Schönefeld ist auch nicht weit entfernt davon.

Davon abgesehen wäre es möglich, dass Sie von dem "Hauptmann von Köpenick", einem Theaterstück Carl Zuckmayers, gehört haben oder aber den gleichnamigen Film mit dem wunderbaren Harald Juhnke in der Hauptrolle sahen.

Ein alter Berliner könnte Ihnen erzählen, dass Köpenick früher ein kleines Industriestädtchen war und noch nicht zu Berlin gehörte. Hier stand die berühmte Firma Adler, die die Nazis zur Kriegsschmiede machten. Ganz Köpenick produzierte Waffen! Kein Wunder, dass man diesen Teil der Stadt Berlin gründlich bombardierte und

nach dem Krieg nur noch Ruinen davon übrig geblieben waren.

Aber es kam der Sommer 1945. Ein sowjetischer Leutnant ging allein die Straße entlang. Aufmerksam sah er sich alles an. Er wusste, dass nichts von dem, was er über diesen Ort gehört hatte, noch zu finden war. Doch er interessierte sich trotzdem für alles.

Gleich erzählen wir, warum, wir nennen sein Geheimnis: Hier wurde seine Mutter geboren. Wie sie nach Moskau kam, dort heiratete, studierte und arbeitete, das ist eine andere Geschichte.

Deutsch zu sprechen lernte er schon in seiner Kindheit und in der Schule wunderte sich die Lehrerin über seine gute Aussprache. Zu Beginn des Krieges schlug man ihm vor, einen Schnellkurs am Militärinstitut für Fremdsprachen zu machen. Doch ihn zog es an die Front. Von etwas anderem wollte er nichts hören. Bei einem schweren Angriff verletzt, hatten ihn seine Kameraden zurückgelassen und er kam in deutsche Gefangenschaft. Nun folgten Ereignisse, die kaum zu glauben sind. Warum glaubten ihm die

Deutschen, erschossen ihn nicht, schickten ihn nicht ins Konzentrationslager? Warum haben ihn die Ossobisten¹, als er aus der Gefangenschaft geflohen war, nicht verhaftet, ins Lager, in den Norden geschickt oder aber, das wäre das schlimmste gewesen, ins Strafbataillon? War doch dieser Weg der übliche für alle, die aus der Gefangenschaft entkamen. Anscheinend hatten sein angenehmes Äußeres und sein Auftreten bewirkt, dass man ihm Vertrauen entgegenbrachte. Aber vielleicht hatte er doch Gott für dieses Glück zu danken. Er begegnete guten und anständigen Menschen auf seinem Wege. Wie auch immer, ich sehe ihn ganz allein ausschreitend inmitten der Ruinen von Köpenick. Keine weitere Seele weit und breit. Plötzlich hörte er das Geräusch eines schweren Militärwagens. Ein Feldweibel rief fröhlich aus:

- Leutnant, wie war's mit einer kleinen Stärkung?
- Wer könnte da nein sagen?
- Na dann, hier, fang auf!

Und schon flog in seine Hände ein Weizenbrot, noch ganz warm. Er ging weiter, tief in Gedanken versunken. Fast wäre er mit einer abgehärmten Frau zusammengestoßen, an die sich ein fünf- bis sechsjähriges Mädchen drängte. Die Frau hatte ein erdfarbenes Gesicht und das Kind schaute ihn mit leidenden, hungrigen Augen an.

- Das ist für Ihre Tochter von einem sowjetischen Offizier!, sagte er in reinstem Berliner Tonfall und reichte der Frau das Brot. Sie antwortete nichts. Wer weiß, was sie mehr in Erstaunen versetzt hatte: diese Tat oder die saubere deutsche Aussprache.

Der Offizier ging weiter. Plötzlich blieb er stehen: Inmitten der Ruinen, neben einer Pappel, die von oben bis unten durch das Feuer eines Flammenwerfers verbrannt war, hatte sich eine kleine, hellblaue Blume einen Weg durch das Gestein gebahnt. "Als wollte sie hinauf zum hellblauen Himmel wachsen. So drängt sich oft das Glück mit Mühe durch das Leid. Als wolle der zukünftige Friede von hier, aus den traurigen Hinterlassenschaften des Krieges, eine Zeichen geben.", dachte der Leutnant und die ganze Wärme des Sommertages strömte in ihn ein und wärmte seine Seele.

Plötzlich hörte er Schritte hinter sich. Die Frau berührte seine Schulter.

- Und das ist für Sie als Erinnerung an unsere Begegnung.

In den Händen hielt sie einen dekorativen japanischen Teller, den sie soeben aus einer kleinen Kissenhülle genommen hatte. Der Leutnant bedankte sich bei ihr, sie trennten sich und gingen ihrer Wege.

Er kehrte zu seiner Militäreinheit zurück und setzte seinen Dienst fort. An einem der nächsten Tage war auf dem Hof ein Lärmen zu hören. Alle waren unruhig. Anscheinend kam General Bersarin,

Kommandant der von den Sowjets besetzten Zone Berlins. Zu allem Ärger kamen gleichzeitig auch die deutschen Ingenieure an, die man eingeladen hatte.

Nachdem der Kommandant der Einheit Meldung gemacht hatte, sagte Bersarin:

- Ich würde mich auch gern mit diesen deutschen Ingenieuren unterhalten. Doch der Übersetzer ist nicht mitgekommen.

- Keine Sorge. Wir haben einen Übersetzer, der nicht schlechter als Ihrer ist.

- Das sagen Sie, nicht schlechter!

- Kommen Sie her, Leutnant.

Das Gespräch mit den Ingenieuren verlief ohne Schwierigkeiten. Der General begann sich zu verabschieden:

- Ich wünsche Ihnen Glück bis zum Ende Ihres Dienstes. Aber Ihren Leutnant, sehen Sie es mir bitte nach, den nehme ich mit. Melden Sie sich morgen früh um 9 Uhr in der Kommandantur bei Oberstleutnant Wjalzew.

- Zu Befehl!

Das Dienstzimmer, in dem man ihm einen Schreibtisch zuwies, war ein recht angenehmer Ort. Wenn die Fenster geöffnet wurden, füllte es sich mit frischer Luft. Die neue Arbeit verlangte eine peinliche Genauigkeit und Geduld. Doch wie oft war sie ihm auch zuwider! Es war schwer, sich an das zu gewöhnen, was er zu sehen bekam. Im besiegten Land zeigte sich das Wesen seiner sowjetischen Landsleute deutlich. Immer seltener begegnete man Großmut, doch Gleichgültigkeit, Grobheit und Ignoranz waren schwer zu übersehen, vor allem nicht der Eifer, sich zu bereichern, unbeeindruckt von der Strafe, die darauf stand. Offiziell war es verboten, doch die Führung schloss die Augen, wohl, weil sie selbst mehr nahm als alle anderen. Der Leutnant sah das alles und dachte:

"So kriecht also das materielle und seelische Elend an die Oberfläche." Und er fragte sich auch: "Wo ist Gott, der diese Leute tadelt und sie verachtet."

Es kam die Zeit der Demobilisierung und der Rückkehr nach Hause.

- Melden Sie sich um 10 Uhr abends am Hauptbahnhof bei Oberstleutnant Gomiaschwili. Er hat den Befehl über den Militärzug und wird Sie mitnehmen.

Als er dort ankam, machte er Meldung. Der Oberst fragte ihn:

- Wo ist Ihr Gepäck?

Er zeigte auf einen kleinen Koffer.

- Und das ist alles?

Er sah Erstaunen in den Augen des Oberstleutnants.

- Genosse Oberstleutnant, ich kämpfte in Deutschland, doch an Raubzügen habe ich mich nicht beteiligt.

Das Gesicht Gomiaschwilis färbte sich hochrot. Er schrie:

- Abmarsch in den Waggon!

Es war in seiner Macht, den Leutnant für solche Worte ins Gefängnis oder ins Lager zu schicken. Aber er erwies sich als anständiger Mann.

...Hier unterbrechen wir für kurze Zeit die Erzählung.

Ich habe schon ein langes Leben gelebt und so hasse ich es, wenn man einem ganzen Volk das Kainsmal aufdrückt:

- Die Grusinier sind schlecht!

- Die Deutschen sind schlecht!

- Die Juden sind schlecht!

Das Leben hat mir schon längst bewiesen: Es gibt keine guten oder schlechten Völker. Es gibt gute Menschen, solche wie Gomiaschwili, und es gibt Schurken, in jedem Volk. Und immer ist es so: Das Gute kommt aus der Kraft, aber das Böse aus der Schwäche.

... Der Zug ging nach Norden, an Moskau vorbei. Der Zugführer erklärte, dass er die Fahrt zwei Minuten lang anhalten würde, dann müsse der Leutnant nach links, eineinhalb Kilometer über das Feld gehen, da würde er auf eine andere Bahnstrecke, die nach Weißrussland, treffen.

Gomiaschwili umarmte den Leutnant:

- Leb wohl, höre auf die Worte des Älteren: Rede nicht so viel, sei nicht so vertrauensvoll, sonst, Gott behüte, wirst du bald in große Schwierigkeiten geraten.

Der Weg führte mitten durch ein Weizenfeld. Er spürte die Stille und die Frische des frühen Morgens. Bis zum Beginn der Herbstregen war es noch lange hin. Die vielen Vogelstimmen schienen

dem aus der Armee entlassenen Offizier wie ein Chor, der seine Rückkehr nach Hause besang.

Eine neue Eisenbahnstrecke lag vor ihm, 15 Kilometer zu Fuß auf den Schwellen, mit Müdigkeit und Ungeduld. Aber bald schon erreichte er den Stadtrand Moskaus, den Weißrussischen Bahnhof.

Ziemlich lange hatte es vom Leutnant keine Nachricht gegeben, weder eine Mitteilung vom Tod, noch eine Mitteilung, dass er vermisst wurde. In der Familie keimte noch Hoffnung, noch warteten sie auf ihn.

Da öffnete sich die Tür und er trat ein: unrasiert, müde, glücklich.

Seine Frau und die Kinder, die kaum das Nötigste zum Leben hatten, mochten vielleicht auf Geschenke aus Europa gehofft haben, doch es fiel kein Wort des Vorwurfs. Alle hörten aufmerksam seine Beichte, dann sahen sie sich interessiert den schönen Wandteller an.

...Viele Jahre vergingen und genau diesen Teller betrachtete ich nun in Lübeck, in der Wohnung seines Sohnes. Nach angenehmen Gesprächen, wunderbarer Musik und gutem Wein sprachen wir über den Teller, der sehr wahrscheinlich nicht japanisch war, eher die Arbeit eines guten deutschen Keramikers, im japanischen Stil.

Der Leutnant ist schon einige Jahre tot. Er war es, der den Teller in einer Kissenhülle hierher brachte und nur mit innerem Erschauern an ihn denken konnte. Den Sohn aber hat das Schicksal nach Deutschland verschlagen. Die einzige Trophäe kehrte in die Heimat zurück.

¹ Ossobisten: eine Abteilung in der Armee, ähnlich dem KGB

